Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1899)
Heft: 17

Artikel: Roheit in der Kunst
Autor: Unseld, Wilhelm
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-803386

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ist, zu veranlassen; sodann den Stein weiter zu rollen, indem man bestrebt ist, zwischen einzelnen Staaten feste Schiedsgerichtsverträge, durch welche das Schiedsgericht in möglichst vielen Fällen obligatorisch gemacht wird, abzuschliessen; und endlich, die Bedeutung des bisher Erreichten und des fernerhin Anzustrebenden in den breiten Massen des Volkes zur Anerkennung zu bringen.

Die sämtlichen in Christiania vertretenen nationalen Gruppen haben zugesichert, jede im eigenen Lande, in allen drei Richtungen thätig zu sein.

Zu diesem Zwecke ist auch die Organisation verbessert worden. Die „Interparlamentarische Konferenz für Schiedsgericht und Frieden“ — so lautete der bisherige Name — wird sich in Zukunft bloss „Interparlamentarische Vereinigung“ (Union interparlamentaire) nennen. Sie ist zusammengesetzt aus nationalen „Gruppen“, gegenwärtig 18, und jede Gruppe entsendet zwei Parlamentarier in den „Interparlamentarischen Rat“ (Conseil interparlamentaire) und diesem letzteren dient ein ständiges Bureau in Bern.

Die Verhandlungen werden in drei Sprachen — deutsch, englisch, französisch — geführt werden.

Diese geschaffene Verbindung zwischen den Parlamentariern der civilisierten Welt trägt ihre Bedeutung nicht bloss in den Beschlüssen, die zu stande gebracht werden, sondern — und in vielleicht noch höherem Grade — in der stets erneuten geistigen Berührung zwischen Männern der verschiedenen Nationalitäten, die als Volksvertreter im eigenen Lande Einfluss auf die politische Entwicklung ausüben.

In Christiania wurde auch bei Gelegenheit der Konferenz von dem Storthing, Präsidenten Ullmann, Bericht erstattet über das Nobel-Legat, mit dessen Verteilung bekanntlich der Storthing betraut worden ist. Hören wir, was Frau Baronin von Suttner, welche den Sitzungen beigewohnt, hierüber berichtet:

„Obwohl mir die Verfügungen schon bekannt waren, lauschte ich mit Interesse auf, ob nichts Neues hinzugekommen, denn der Umstand, dass der Testator mein persönlicher Freund gewesen und auf meine mehrjährige Bekehrungsbemühungen hin sich der Friedensbewegung mit dem Entschluss zugewendet hat, sie durch sein Testament zu fördern. Dieser Umstand gibt mir ein Recht, der Ausführung des Testamentes ein doppeltes Interesse entgegenzubringen.

Was beschlossen worden, ist folgendes, und man kann — meines Erachtens — den Beschluss nur gutheissen, denn er führt, im Sinne des Testators, die Förderung der Sache auf wirkungsvolle Weise durch, ohne den Hauptpunkt: die Gewährung eines grossen persönlichen Preises, erheblich zu beeinträchtigen.

Die erste Verteilung findet am 10. Dezember 1901 statt. Die bis dahin auflaufenden Zinsen werden als Grundkapital angewendet zur Schaffung eines Instituts Nobel in Christiania, d. h. einer Central-Anstalt für Studium und wissenschaftliche Behandlung und Entwicklung des Völkerrechts. Damit soll denjenigen, welche der Friedenssache wissenschaftlich dienen wollen, Gelegenheit geboten werden, ohne ökonomischen Druck diesem ihrem Interesse folgen zu können, Untersuchungen vorzunehmen, Werke zu schreiben, Vorlesungen zu halten.

Von den jährlichen Zinsen des Legats (ca. 200,000 schwedische Kronen) werden zum Unterhalt des Instituts 50,000 Kronen zurückbehalten, und 150,000 Kronen werden jährlich — nebst einem Diplom und einer mit dem Bildnisse des Testators geschmückten goldenen Medaille — demjenigen zugesprochen, „welcher in der letzten Zeit am meisten für die Brüderschaft der Völker ausgerichtet hat.“

Ueber den Empfang, den die „Interparlamentarische Vereinigung“ in Christiania gefunden, liest man, dass derselbe geradezu unübertrefflich gewesen. Die norwegische Regierung hatte für die Empfangsfeierlichkeiten der fremden Gäste 50,000 Kronen bewilligt! An der Spitze des Empfangskomitees stand der Präsident des Lagthings, John Lund. Ferner sah man unter den Friedensfreunden *Staatsrat v. Bloch, Bj. Björnsen und Ibsen.*

Ein Teilnehmer der Konferenz — Theodor Barth — schreibt von derselben: *„Die ganze Konferenz war diesmal beherrscht von dem wohlthuenden Gefühl, einer Idee zu dienen, welche im verflossenen Jahre einen grossen Fortschritt gemacht hat. Ich habe versucht, bei dem Festbankett, am Schlusse der Verhandlungen, diesem Gedanken dadurch Ausdruck zu verleihen, dass ich die Strömung der öffentlichen Meinung, von der das Schiff der „Interparlamentarischen Vereinigung“ geführt wird, verglich mit jener Drift, die Fridtjof Nansens „Fram“ durch Nacht und Eis nach jahrelangem Ausharren ins offene Meer getragen hat. Nansens Schiff führte den Namen „Fram“, und „Fram“ heisst „Vorwärts“; „Vorwärts“ heisse auch das Schiff der „Interparlamentarischen Vereinigung“!*

Roheit in der Kunst.

Von
Wilhelm Unseld.

Die Kunst ist berufen, die feinsten Saiten menschlichen Empfindens zum Schwingen zu bringen, aber nicht in der Art, dass nur ein augenblicklicher Kitzel entsteht, sondern so, dass durch den durch solche Schwingungen angeregten Gedankenprozess eine *schönere* Auffassung des menschlichen Lebens entsteht. Diese höchste Aufgabe kann nur Aufgabe der Kunst sein; nur sie ist berufen, hier die Wege zu eröffnen, welche die Menschheit ihrer Bestimmung, Menschen zu bilden, mehr und mehr näher zu bringen vermag. Ob wir nun die Malerei oder Bildhauerei oder die Architektur, ob wir die Poesie oder die Musik betrachten, überall ist die Forderung die gleiche, und überall, wo derselben nicht genügt wird, ist die Kunst auf Abwegen. Die Kunst allein ist berufen, das ethische Empfinden der Menschen zu verfeinern, gerät sie auf Abwege, so wird sie stets das Gegenteil ihrer Aufgabe hervorbringen. Ja ich sage, wo die Kunst ihrer höchsten, ihrer ethischen Aufgabe nicht genügt, da ist sie schon nicht mehr Kunst, sondern gewöhnliches Kunsthandwerk, denn statt hohen sittlichen Gedanken hat sie sich zur Basis die Gemeinheit und Roheit genommen, von der sie leider noch von allen Seiten umgeben ist. Wo die Kunst nicht bildend wirkt, da kann von Kunst gar keine Rede sein, die Technik, die Mache wird den Kunstpöpel noch immer zwar bestechen, aber der Denkende, der fein Empfindende wird sich mit Bedauern von solchen Verirrungen abwenden.

Solchen Kunstverirrungen, Darstellung höchster menschlicher Roheiten, begegnen wir nun leider am meisten auf den Gebieten, auf denen wir ihnen eigentlich am wenigsten begegnen sollten, weil es zwei Gebiete sind, in denen die Herrscher, Leiter und Führer behaupten, ihr Amt direkt von Gott empfangen zu haben.

Diese beiden Gebiete sind: die Kirche und der Staat. Was die Kirche auf dem Gebiete der Malerei und Skulptur der grossen Masse nach vorführt, ist gerade dazu geeignet, ein empfindendes Gemüt mit Empörung zu erfüllen. Die scheusslichsten Grausamkeiten, deren die Menschheit, und insbesondere die Kirchen, je zu ersinnen fähig waren, werden mit geilhaft grausamer Wollust allerorten den zur geistigen Erbauung Berufenen vor Augen geführt. Es gibt gar keine scheussliche Handlung, die hier nicht zur bildlichen Darstellung käme. Aber nichtsdestoweniger behaupten die Kirchen, die Trägerinnen des sittlichen Gedankens zu sein. Ihnen diese Mission völlig aberkennen, unter Hinweis auf die Pflege, die sie der Kunst angedeihen lassen, wäre das viel richtigere. Wenn irgendwo Stätten sind für die Pflege der Bestie im Menschen, so sind sie gewiss überall dort, wo die Bestie in ihrer infernalischten Grausamkeit zur Darstellung gebracht worden, das sollten die Kirchen wissen, und wenn sie das wissen und thun es doch, dann haben sie vor allem gar keine Ursache, sich zu beklagen, wenn klar denkende und fein fühlende Menschen ihnen einfach den Rücken kehren und die Ueberzeugung haben, dass nicht nur der Niedergang, sondern erst der völlige Zusammenbruch solcher Einrichtungen zu wirklicher Besserung führen kann.

Nicht, dass ich nur die Märtyrerdarstellungen, wie sie sich zu Tausenden in den katholischen Kirchen finden, im

Auge hätte, die Gefühlsroheit findet sich gerade so in den protestantisch-lutherischen-calvinistischen. Die Auffrischung des jüngsten Gerichtes mit den scheusslichsten Ausgeburten krankhafter Phantasie verweigern protestantische Pfarrer so wenig wie katholische, ist auch kaum möglich, denn die Bildungslaufbahn geht ja doch bei beiden parallel. Doch genug von dem Gebiet, und zu den Kunstkulturgebieten des Staates.

Hier wie dort und dort wie hier; ja beide reichen sich auch gerne die Hand, wie die Innsbrucker Hofkirche und so manch andere noch zeigen. Von all den Reliefs, die das pompöse Denkmal Maximilians dort umgeben, stellt nur ein einziges kein Schlachtengemetzel dar, und was der Tyroler Bauernrebell, der sich gegen die kirchlichen Verfügungen, des doch auch gut katholischen bayrischen Königshauses, aufgehetzt durch Pfaffen, empörte, in der Hofkirche zu thun hat, das fragt der Denkende umsonst. Na, ja, auch ein rebellischer Bauer wird unter Umständen hoffähig. Der Bauer auf dem Berg Isel ist es nicht. Kriegerdenkmale aller End und Orten; die Namen der armen Kriegsopfer sind in allen Kirchen und öffentlichen Sälen. Es sind die Namen der „Helden“, die unvergesslich sind, sagt man, und denkt nicht an die fluchwürdige Anklage gegen die, welche solche Hekatomben ihren Interessen opferten.

Man gehe in die Museen. Oh! es gab eine Zeit, in der man über die französische Siegesverherrlichung in Versailles wirklich schimpfte, als der steten Impfstätte des französischen Chauvinismus. Freilich, erst muss man selbst blutige Siege in den Galerien aufhängen können, von da an sind die Museen auch gerade gut genug, die schmähliche Roheit des Völkermordes dem Volk Stunde um Stunde und Tag um Tag vorzuführen; und wenn dann die Bestie einmal losgelassen ist, dann fragt man sich verwundert, woher es komme, dass die Masse noch so verroht sei!

Schnöde, erbärmliche Anklage, bei der man von vornherein vergisst, dass man Pfleger solcher bestienhafter Roheiten ist. Es ist vielleicht nicht klug, die Wahrheit zu sagen, aber ein Feigling war doch noch zu allen Zeiten, wer sie nicht sagte und doch kannte. Ich sage, die Roheit in der Kunst findet heute immer noch eine solche Pflege, dass es keinen Denkenden wunder zu nehmen braucht, weshalb der Kulturfortschritt ein gar so minimaler ist. Wer aber etwa das rechte Kunstverständnis bis heute noch in den obersten Kreisen gesucht hat, der möge in ruhiger Stunde über das hier Gesagte reiflich nachdenken, vielleicht, dass er doch mit der Zeit anderer Anschauung noch werden wird.

Randbemerkung zum Thema „Jugendunterricht“.

In seiner *höchst* dankenswerten, inhaltsreichen Broschüre „*Was kann die Schule zur Förderung der Friedensbewegung beitragen?*“ (Verlag von Sonnecken in Bonn; Preis 70 Cts.) stellt Herr *E. Triebel*, ein erfahrener Schulmann, wieder die alte Forderung der Friedenskämpfer: „*Nicht in erster Linie Kriegs-, sondern Kulturgeschichte!*“ und bespricht dann in ganz besonders treffender Weise den Widerspruch, welcher sich „dem unbefangen denkenden Kinde wie ein Stachel ins Herz senken muss“ bei den Geboten „Du sollst nicht töten!“ (im Frieden nämlich!) und „Du *musst* töten!“ (im Kriege). Herr Triebel markiert uns den Gegensatz zwischen einer Religionsstunde, in der unsere Kinder das *fünfte Gebot* heilig halten lernen, und einer darauffolgenden deutschen Stunde, die vielleicht das Gedicht „*Die Trompete von Vionville*“ bringt:

„Zwei Kolonnen Fussvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten!“

Das ist nun in der That ein so ungeheuerlicher Widerspruch, dass die Konsequenz daraus so recht eigentlich „in die Augen springt“. Wenn ich trotzdem noch ein paar Worte dazu bemerken will, so geschieht es, weil mir in *dieser* Sache praktische Erfahrung zur Seite steht, und weil ich eben diese für geeignet halte, eine für die „Friedensfreunde“ *tröstliche* Wirkung auszuüben.

— Ich selbst war einmal in der Lage, das beregte Gedicht bei einer öffentlichen Gymnasialfeier auf Wunsch des Direktors vortragen zu müssen, und ich entsinne mich noch genau aller Nebenumstände jenes feierlichen Momentes. Zwar bin ich nicht gesonnen, meine Erfahrungen von damals hier zu verallgemeinern; anderseits brauche ich mich ja aber auch keineswegs als Ausnahmewesen zu betrachten!

Mir ist erinnerlich, dass sich in meiner unbefangenen Kinderseele damals keine Kriegsliebe regte und kein Zweifel sich erhob; in solch zartem Alter ist man eben noch gar nicht fähig, selbständig zu denken und logische Unterschiede zu machen; man lernt da eben wahllos in sich hinein, was die Autorität, also hier der Lehrer, vorschreibt, mag auch das Einzelne *noch* so gegensätzlich sein; im übrigen richtet sich das Kind viel mehr nach dem, was ihm die konkrete Welt, der gesellschaftliche Verkehr u. a., soweit es in seinen Gesichtskreis tritt, an friedlichen Eindrücken übermittelt, als nach der abstrakten „Weisheit“, die es oft widerwillig und unverstanden sich einpauken muss. Und gerade diese Thatsache, *dass* wir in unsern Kinderjahren stets mehr scholæ als vitæ lernen, erscheint mir als ein *wesentlicher Vorzug*; was sollte auch daraus werden, wenn schon in der zarten Kinderseele jene grossen Zweifel und Bedenken laut würden, mit denen der heranwachsende Weltbürger, **wenn** er *denken gelernt* hat, so oft schmerzlich ringen muss!?

Bei der Ausmalung des Schlachtfeldes, wie sie in jenem Gedichte vorkommt, regten sich in mir — darauf besinne ich mich deutlich — lediglich Gefühle des Bedauerns und ernster Trauer; während ich durch den Schluss . . . „Und wir dachten *der Toten*, . . . *der Toten!*“ wehmütig ergriffen wurde. — O ahnungslose Kinderseele! Du bist nicht verwaist und nicht preisgegeben; die allgütige Mutter Natur legte in dich den Trieb zum Guten und bewahrt dich in deiner Unbewusstheit vor der Befleckung, welche unzarte Hände dir anthun könnten!

Das Schlimme ist nur, wie Herr *T.* so schön hervorhebt, dass Lehrer heutzutage immer noch in die Lage kommen, den ihnen anvertrauten Kinderseelen gegenüber unzart sein zu müssen. Ein anderer Lehrer, Franz Floth, hat in schönen Versen als Aufgabe seines Berufes die Erziehung zur Nächstenliebe besungen:

„So ist es mir im Volk beschieden,
Dem edlen Ziel dienstbar zu sein:
Ich bilde Freunde für den Frieden
Aus Kinderherzen, klein und rein!“ —

Nun gut! Ist solches als erstrebenswertestes Ziel einmal erkannt, dann wird man auch mit jenem blutrünstigen Lesestoff endlich aufräumen müssen, der für eine Kinderseele immerhin etwas Zweideutiges behält oder im besten Falle nur halb von ihr verstanden wird. — Pietätvolle Erinnerung an die Opfer und Erfolge kriegerischer Epochen hat immer seine Berechtigung gehabt; sie bleibe aber (— eine fast selbstverständliche Forderung!—) der *reifern* Jugend vorbehalten, die bereits gelernt hat, *Patriotismus und Chauvinismus zu unterscheiden!* *O. S. iun.*

Die gefährlichste Krankheit.

Im hiesigen Bürgerspital, im Souterrain, befindet sich eine Sammlung von Wachsabgüssen aller möglichen Abnormitäten, besonders von Händen und Füssen, die hier operiert wurden. Aber auch kranke Körperteile und Geschwulste in Spiritus fesseln unsere Aufmerksamkeit und lassen uns einen Blick in der Menschheit Not und Jammer thun. Aber wie beruhigend und erhebend wirkt das Bewusstsein, dass die Wissenschaft immer weiter dringt, der Krankheit entgegen; dass, wo früher keine Hoffnung mehr wahr, heute Mittel und Messer noch Rettung bringen können.

Ganz anders berührt uns aber, was sich unserm Blick in der Mitte des Saales darbietet. Unter Glas und Rahmen schön geordnet liegen hier eine grosse Anzahl verstümmelter Glieder. Nicht Krankheit ist es, deren Zerstörungswerk hier zur Schau gestellt ist; nein, der Menschen Wille und Schuld hat das vollbracht. Es sind nur Knochen, einstmals Hände und Füsse, die, von Kugeln durchbohrt